

Nr. 163 Bydgoszcz, 20. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

Urheberschutz für (Copyright by)
Verlag Knorr und Hirth, München, 1939.

(30. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am Nachmittag des übernächsten Tages, wenige Minuten vor vier Uhr, fährt eine Limousine vor dem Polizeipräsidium in Stockford vor. Niemand kann einen Blick ins Innere des Wagens werfen, denn die Vorhänge sind dicht vorgezogen. Aber es interessiert sich auch kein Mensch für dieses Auto, denn seit der Nachricht von Vandegrifts Abreise per Flugzeug nach einem unbekannten Bestimmungsort ist keine neue Nachricht über Binnie in die Presse gelangt.

Ein Polizist tritt auf das Auto zu und fragt den Chauffeur: „Mister Vandegrifts Wagen?"

„Jawohl."

Der Polizist steigt auf das Trittbrett: „Fahren Sie bitte am rückwärtigen Eingang vor. Ich zeige Ihnen den Weg." — — —

In dem kleinen Sitzungssaal des Prsidiums sind ein halbes Dutzend Herren versammelt — unter ihnen der Polizeipräsident von Stockford, — der Polizeikommissar, der die Voruntersuchung für den Prozeß gegen Peter geleitet hat und ein Richter vom Court of appeal. Es herrscht eine sonderbar erregte Stimmung unter den Versammelten.

Ein Polizeioffizier tritt ein und meldet: „Mister Vandegrift und Carlos de Ryder sind zur Stelle."

„Lassen Sie sie eintreten!" sagt der Polizeipräsident.

Aller Blicke richten sich auf die kleine Seitentür, durch die Leon Vandegrift und Carlos de Ryder den Saal betreten. — Carlos trägt noch immer seine männliche Kleidung, ein sonderbares Gemisch aus paraguayischer Landestracht und europäisch-amerikanischer Kleidung. —

Der Polizeipräsident weist auf zwei Sessel, die den Herren gegenüber und etwas von dem Tisch entfernt aufgestellt sind. Vandegrift nimmt Platz, aber Carlos bleibt steif vor seinem Sessel stehen und mustert neugierig die versammelten Herren — einen nach dem andern, in voller Ruhe.

Ein paar Augenblicke herrscht Schweigen. Die Herren betrachten Carlos de Ryder mit noch größerer Neugier. — Endlich beginnt der Präsident:

„Sie nennen sich Carlos de Ryder?"

„Jawohl — hier ist mein Paß auf diesen Namen."

„Sie sind aber ein Mädchen?"

„Jawohl — ich bin Binnie Casilla."

Und nun beginnt, auf einen Wink des Präsidenten, der Kommissar unter Zuhilfenahme eines Aktenstückes ein sonderbares Kreuzverhör. Alle möglichen Fragen über Binnies früheres und späteres Leben gehen kunterbunt durcheinander. Die meisten beantwortet Binnie schnell und sicher — andere zögernd — und auf einige Fragen erwidert sie: „Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nicht mehr daran."

Während dieses Verhörs werden die Mienen der Herren immer wohlwollender. Sie nicken lächelnd einander zu. Die Spannung weicht einem Gefühl allgemeiner Erleichterung. —

Endlich ist das Verhör beendet. Ein Wandschirm wird hinter dem Stuhl des Präsidenten aufgestellt und Binnie wird aufgefordert, sich dahinter zu verstecken — ohne sich zu rühren, ruhig und aufrecht dort stehenzubleiben.

Nun gibt der Präsident dem Polizeioffizier den Befehl, Sylvia Casilla durch die Haupttür, die gerade gegenüber dem Sitzungstisch liegt, hereinzuführen. Dann wendet er sich scherzend an die anderen Herren:

„Hat vielleicht jemand ein Riechfläschchen bei sich? Ich nehme an, daß wir jetzt gleich einen kleinen Ohnmachtsanfall erleben werden."

— Sylvia hat wieder schlimme Tage hinter sich, seit die Nachricht durch die Zeitungen gegangen ist, Binnie habe an Vandegrift telephoniert und werde bald selbst erscheinen. Sie hat aber auch Zeit gehabt, sich für alle Situationen zu wappnen. —

Nun betritt sie den Saal und kommt auf einen Wink des Präsidenten bis dicht an den Tisch heran. Ein Stuhl wird ihr nicht angeboten. Man hat seine Gründe dafür.

„Mrs. Casilla, wissen Sie, weshalb man Sie hierherbestellt hat?" fragt der Präsident.

„Nein, es ist mir nicht mitgeteilt worden."

„Was würden Sie sagen, wenn Binnie wirklich noch lebte? — Sie haben sicher auch die Gerüchte in den Zeitungen gelesen?"

Sylvia fährt sich mit beiden Händen nach dem Kopf: „O Gott! — Hat man etwas Neues erfahren? — O, du gütiger Himmel, es wäre ja unausdenkbar schön!"

Ein Wink des Präsidenten: der Wandschirm wird weggenommen. Die Blicke der Herren sind alle scharf prüfend auf Sylvias Gesicht gerichtet. Doch alles, was sie darin entdecken können, ist ein verständnisloses Verwundern, so als ob sie dächte: „Was macht man denn da für Faxen?"

„Nun, was sagen Sie?" fragt der Präsident, etwas enttäuscht.

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen", sagt Sylvia verständnislos.

„Kennen Sie nicht das Gesicht dieses jungen Mannes?"

Sylvia schaut prüfend auf Carlos. Dann erwidert sie mit ruhiger Stimme: „Ich erinnere mich nicht, diesen jungen Mann je gesehen zu haben."

„Dieser junge Mann ist ein Mädchen."

Sylvia macht eine Bewegung, die etwa bedeuten soll: „Das will ich nicht bestreiten."

„Dieses junge Mädchen ist Binnie Casilla", fährt der Präsident fort. „Erkennen Sie sie denn nicht?"

Sylvia läßt ihren Blick über die Gesichter der versammelten Herren gleiten, von einem zum andern, als

wolle sie sagen: „Seid ihr alle Wahnsinnige?" — Dann sagt sie: „Ich möchte ihm ... ihr näher ins Gesicht schauen."

Der Polizeioffizier führt Binnie bis dicht vor Sylvia. Binnie, die andere um Haupteslänge überragend, steht bewegungslos; aber ihre Augen bohren sich mit einem Ausdruck unmenschlichen Hasses in die Sylvias.

Es sieht einen Moment so aus, als ob Sylvia um eine Schattierung bleicher würde — als ob sie eine vergebliche Anstrengung zum Sprechen mache. Doch dann sagt sie mit fester und klarer Stimme:

„Meine Herren, verzeihen Sie, ich ... ich verstehe wirklich nicht recht, was das alles bedeuten soll. Die Behauptung, daß diese Person hier Binnie Casilla sei, ist so absurd, daß ich keine Worte finde. Diese Person hat, abgesehen von den dunklen Augen, auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit Binnie. — Ich bestreite aufs allerbestimmteste eine solche Identität."

24.

Der erbitterte Meinungsstreit in der Presse und im Publikum nimmt seinen Fortgang. Im Brennpunkt des Interesses steht aber nicht mehr die Person Peter Rolands, sondern die rätselhafte Erscheinung „Carlos-Binnie".

Ein Bild von den Ereignissen mögen die folgenden Kostproben geben:

Carlos de Ryder in Stockford eingetroffen! Ein Rührstück oder ein Gaunerstück?

Newyork, den 26. Oktober. — Hat uns des Lebens Wirklichkeit dieses unwahrscheinliche Rührstück geliefert? Oder will man uns ein unwahrscheinliches Gaunerstück als Wirklichkeit verzapfen? Heute nachmittag um vier Uhr hat Leon Vandegrift, seiner Ankündigung entsprechend, jenen mysteriösen Carlos de Ryder auf dem Polizeipräsidium in Stockford präsentiert! Eines ist „unwiderruflich" festgestellt: daß Carlos de Ryder ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren ist. Der Haken ist nur, daß Sylvia Casilla ganz entschieden bestreitet, daß dieses junge Mädchen ihre Stieftochter Binnie sei. Die Feststellung, die über das Leben von Peter Roland entscheiden muß, wird wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Peters Hinrichtung wieder aufgeschoben!

Stockford, den 27. Oktober. — Leon Vandegrift hat auf Grund seiner Behauptung, daß die von ihm präsentierte Person Binnie Casilla sei, einen dritten Wiederaufnahmeantrag an den Court of Appeal gerichtet. Die Entscheidung über diesen Antrag kann natürlich erst stattfinden, wenn über die Identität von „Binnie" Klarheit geschaffen ist. Der Termin der Hinrichtung Peter Rolands ist infolgedessen auf unbestimmte Zeit verschoben worden.

„Binnie" darf Peter nicht sehen!

Stockford, den 28. Oktober. — Die von Vandegrift nachgesuchte Erlaubnis zu einem Besuch „Binnies" bei Peter ist vom Gericht abgelehnt worden.

Ein Zivilprozeß wird über Peters Leben entscheiden!

Newyork, den 29. Oktober. — Die Frage, ob „Binnie" Binnie ist oder nicht, wartet noch immer auf Klärung. Aber den Court of Appeal scheint diese schwierige Entscheidung von einem anderen Gericht abgenommen zu werden: Sylvia Casilla hat in San Franzisko Klage auf Herausgabe des seinerzeit von Binnie erworbenen Vermögens eingereicht. Dagegen verlangt „Binnie", vertreten durch Leon Vandegrift und einen San Franziskoer Anwalt, daß das Vermögen bis zu ihrer erlangten Volljährigkeit weiter vom Vormundschaftsgericht verwaltet und ihr dann ausgezahlt werden solle. — Der Ausgang dieses Zivilprozesses wird also über „Binnies" Identität und somit über Peter Rolands Leben entscheiden.

„Ankläger" und „Verteidiger".

Newyork, den 12. November. — In dem Scheidungsprozeß von Mrs. Edith Adams gegen ihren Gatten (den Stockforder Staatsanwalt und Ankläger im Prozeß gegen Peter Roland) ist die Klägerin mit einer geradezu haarsträubenden Beschuldigung hervorgetreten. Sie steht auf dem Standpunkt, daß die Schläge, die sie ihrem Gatten nach Beendigung des Prozesses auf der Straße verabreicht habe, nicht als Grund gelten könnten, sie für den schuldigen Teil zu erklären, denn diese Schläge seien durchaus verdient gewesen: Adams habe, mehrere Tage vor Fällung des Todesurteils, zu ihr geäußert, daß er zwar von Rolands Unschuld überzeugt sei, ihn aber dennoch auf den elektrischen Stuhl bringen werde, um nicht abermals von seinem alten Gegner Leon Vandegrift eine Niederlage einstecken zu müssen.

Als pikantes Gegenstück hierzu geben wir einige Zeilen aus einem Brief wieder, den wir heute von Mrs. June Galliver erhalten haben. — Mrs. June Galliver ist die Mutter von Alma Galliver, der früheren Privatsekretärin von Mr. Vandegrift, die sich im Gerichtssaal eine Kugel in den Kopf schoß. — Die betreffenden Zeilen lauten: „Meine Tochter war fest davon überzeugt, daß das unter dem Namen Carlos de Ryder in Paraguay lebende Mädchen mit Binnie Casilla identisch war. Ihr Selbstmord hat diese Überzeugung bewiesen. Jedoch hat mir meine Tochter anvertraut, daß ihr Chef, Mr. Vandegrift, diese Überzeugung nicht restlos teilte. Er hat ihr gegenüber mehrmals die Vermutung geäußert, daß sich Roland vielleicht rechtzeitig ein anderes Mädchen besorgt habe, die er im Notfalle für Binnie ausgeben könnte. Vandegrift hat wörtlich zu meiner Tochter gesagt: „Entweder ist Peter unschuldig, oder er ist der raffinierteste Verbrecher, der mir je in meiner Praxis vorgekommen ist." —

Soweit Mrs. June Galliver. — Ob Leon Vandegrift heute anders denkt, oder ob er selbst nicht an „Binnies" Echtheit glaubt?

Vielleicht hätte man in dem Prozeß die Verteidigung des Angeklagten lieber Mr. Adams und die Anklage Mr. Vandegrift übertragen sollen. Man hätte dann den beiden Herren Gewissenskonflikte erspart!

Original-Binnie oder Binnie-Ersatz?

Newyork, den 24. November. — In dem San Franziskoer Prozeß, der über die Identität von Carlos de Ryder mit Binnie Casilla und somit auch über Peter Rolands Schicksal entscheiden soll, sind bisher mehr als zwei Dutzend Zeugen und Sachverständige vernommen worden. Aber es scheint nicht so, als ob man der Lösung des Rätsels näher gekommen wäre. Als bewiesen gilt bis jetzt nur folgendes: 1. daß das junge Mädchen (unter dem Namen Carlos de Ryder) und Peter Roland (unter dem Namen José Fajardo) zum mindesten die letzten sechs Jahre in Paraguay gelebt haben; 2. daß die Pässe nicht gefälscht, sondern von der zuständigen Behörde auf die falschen Namen ausgestellt sind, und zwar auf Grund falscher Aussagen bezahlter Zeugen; 3. daß bisher niemand außer Roland (auch keiner der Angestellten des Rancho) wußte, daß sich unter dem Namen Carlos ein Mädchen verbarg. — Andererseits ist es aber Mr. Vandegrift und seinem San Franziskoer Kollegen nicht gelungen, einwandfreie Beweise dafür zu erbringen, daß das junge Mädchen schon zweiundeinhalbes Jahr früher, also schon vor fast neun Jahren, als Kind, mit Roland eingewandert wäre. Amtliche Nachweise über ihre Identität und Herkunft fehlen also völlig.

Sylvias Anwalt behauptet nun, daß es sich hier um einen „Binnie-Ersatz" handele, den Roland vor sechs Jahren irgendwo aufgetrieben habe (wahrscheinlich nach langem Suchen), um sich im Falle einer Verhaftung der Bestrafung entziehen zu können und um später das von der richtigen Binnie erworbene Vermögen an sich zu bringen. — Vandegrift hingegen beruft sich auf das Zeugnis des Kindermädchens Inez Ramirez (jetzt Mrs. Brown), die die Familie Casilla verließ, als Binnie sechs Jahre alt war, und die nun in dem ca. 18 Jahre alten

jungen Mädchen Vinnie wiederzuerkennen behauptet. (Die Zeugin Baumann, früher Vinnies Nurse, ist sich im Zweifel über die Identität, so daß ihr Zeugnis wertlos ist.)

Sylvias Anwalt belegt durch die Aussagen aller Zeugen seine Behauptung, daß Vinnies Haare goldblond waren. — Vandegrift seinerseits behauptet, daß das Gutachten Sachverständiger gestützt, daß goldblonde Haare im Laufe der Jahre sehr wohl bis zu der tiefbraunen Farbe nachdunkeln könnten, die die Haare des Mädchens zeige.

(Fortsetzung folgt.)

„Diplomatisches Vorgehen."

Heitere Erzählung von **Erik Bertelsen.**

Man brauchte ein neues Schulgebäude in Svingelstrup. Bei einer Gemeindesitzung hieß es: „Der Baugrund drinnen in der Stadt ist zu teuer. Wir müssen Rücksicht darauf nehmen, daß viele der Kinder aus den neuen Siedlungshäusern kommen. Am besten wäre es, die Schule im Norden des Ortes zu errichten." Einer bemerkte: „Am besten wäre es an dem Kreuzweg, wo Stine Baerer wohnt. Und ihr altes Anwesen wäre sowieso zum Abriß fällig."

„Ich habe auch schon daran gedacht", meinte der Gemeindevorsteher. „Aber wir müßten diplomatisch vorgehen. Wenn an die Kommune verkauft werden soll, werden die Leute immer begehrlich! Sie kommt womöglich darauf, 4000 bis 5000 Kronen zu verlangen für ihre alte Hütte. Aber mehr als 2000 Kronen möchten wir nicht gerne ausgeben . . ."

Die anderen nickten wieder und warteten, daß er weitersprechen sollte. „Es nutzt nichts, daß jemand hingeht und davon spricht, sie solle uns das Anwesen überlassen", sagte er auch kurz darauf. „Denn dann wittert sie sofort, daß wir es dringend brauchen. Wir müssen also einen Strohmann ausfindig machen. Was meinen Sie zu dem Schmied?"

Ja, zu dem Schmied hatten alle Vertrauen. Und er hatte nichts gegen den Auftrag einzuwenden.

„Überlegen Sie sich die Sache erst gründlich", meinte der Gemeindevorsteher. „Sie müssen diplomatisch vorgehen."

„Natürlich", antwortete der Schmied. „Ich habe gerade den Spirituskocher für Stine repariert, den nehme ich ihr nun mit hinaus. Das ist doch wohl diplomatisch."

Stine saß und webte, als er draußen ankam. Sie stand überrascht auf: „Was? Bringst du mir sogar meinen Kocher selber? Das ist aber „Dienst am Kunden"!"

„Es kommt immer auf die Kunden an", antwortete der Schmied.

Stine freute sich. Sie nahm den Spirituskocher und verschwand damit in der Küche, als eile es, Kaffee zu kochen. Gleich darauf kam sie mit einem Tischtuch und Tassen wieder. Der Schmied hatte sich vor das Fenster gesetzt. Er bemerkte wie nebenbei: „Du wohnst übrigens hübsch hier, Stine. Jedenfalls im Sommer."

„Auch im Winter", sagte sie. „Wenn Schnee liegt, ist es fast noch schöner hier als jetzt."

Der Schmied gab seiner Stimme einen mitfühlenden Ton: „Aber die Schneestürme, Stine! Und die langen, dunklen Abende, wenn du ganz einsam bist, weil hier hinaus niemand mehr kommt."

Sie sandte ihm einen scheuen Blick: „Aber du bist doch selber immer alleine."

„Sicher. Nur sind bei mir rechts und links Nachbarn. Werde ich krank, ist sofort Hilfe zur Stelle. Ehrlich gesagt: Wäre es nicht für dich viel besser, mitten im Ort zu wohnen?"

„Das glaube ich fast", sagte sie gedankenvoll, dann lauschte sie in Richtung der Küche und lief fort, sagte aber noch, während sie in der Tür stand: „Natürlich würde ich dann viel Zeit sparen. Dann hätte ich nicht so weit zu gehen, wenn ich etwas kaufen muß, und vielleicht fände ich auch mehr Arbeit, wenn ich in den Ort zöge."

Stine sah ernst aus, als sie wiederkam, und der Schmied wußte, nun war das Eisen nahe am Schmelzen. Er sagte und schüttelte sich ein wenig: „Ich glaube nicht, daß ich als Frau so einsam wohnen möchte. Das wäre mir unbehaglich."

Stine seufzte. Dann antwortete sie: „Man gewöhnt sich an alles. Und wie soll ich das Haus hier loswerden? Es kauft mir niemand die Hütte ab."

„Das könnte man doch erst einmal probieren, Stine. Solange du es nicht versucht hast, kannst du das doch nicht behaupten."

„Aber wie soll ich eine andere Wohnung finden? Ich wüßte nicht, daß auch nur eine frei wäre im Ort."

Der Schmied runzelte die Stirn und sagte sehr langsam: „Gewiß — im Augenblick fällt mir auch nichts ein —, aber es könnte ja sein — ja, es könnte sein. Daß ich es mir einfallen ließe, ein neues Haus zu bauen, und daß dann noch Platz darin wäre . . ."

Eine Mischung von Scheu und Dankbarkeit lag in Stines Augen, als sie sagte: „Ich habe niemals gewußt, daß du soviel für mich übrig hattest."

„Ja", sagte er rasch entschlossen. „Ich habe dich schon oft in meinen Gedanken gehabt und überlegt, was sich für dich tun ließe."

Ehe er es sich versah, hatte Stine, überwältigt von ihren Gefühlen, seinen Hals umfaßt und ihm einen Kuß auf den Mund gedrückt. Im selben Augenblick flötete der Kessel in der Küche. Stine lief ins Haus und ließ den Schmied erstaunt zurück. Sie hatte seine Redensarten als Heiratsantrag aufgefaßt! Das war eine sonderbare Überrumpelung! Er pflegte weder Feuer noch Wasser zu fürchten, aber er hatte noch niemals gewußt, wie er es anstellen sollte, mit einer Frau über Liebe zu sprechen. Und nun war er mitten drin. Und übrigens — der Kuß war angenehm! Er strich sich behaglich über den Mund und hatte nichts dagegen, es noch einmal zu versuchen, Stine zu küssen.

Sie rief ihm nun aus der Küche zu: „Du könntest herkommen, während ich den Kaffee trichtere!"

Etwas unsicher ging er in die Küche, sie ergriff seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Wie kommt es, daß du gerade heute darauf verfallen bist?"

„Ja, das will ich dir sagen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Gemeinde dein Haus kaufen will, um eine neue Schule hier zu bauen. Und da ich überzeugt davon bin, du selber würdest zu billig verkaufen, wenn du alleine verhandelst, so kam ich her. Das Haus ist mindestens 5000 Kronen wert."

„Glaubst du, man wird uns soviel geben?"

„Ja, es ist denkbar. Vielleicht hast du gehört, daß ich nicht ganz arm bin. Ich habe ein Teil Geld in Obligationen. Und einigen Leuten in der Gemeinde habe ich etwas geborgt. Da werden sie also bei dieser Sachlage sicher nicht versuchen, den Preis zu drücken, wenn ich selber mit am Verkauf deines Hauses interessiert bin."

Stine sah ihm schelmisch in die Augen: „Ja, du hast wirklich die Gabe, für dich gut zu reden! Ich begreife einfach nicht, wie du es fertig gebracht hast, das vorher so nebenbei zu mir zu sagen, als wolltest du eigentlich auf ganz etwas anderes heraus — nur habe ich es sofort gewußt, was du im Sinne hattest."

„Na, ja", sagte der Schmied und fuhr sich über den Mund mit deutlicher Aufforderung, „das nennt man eben „diplomatisches Vorgehen"!"

Jeder kennt Herrn Whisenhunt.

Von der bösen Pechsträhne und dem allzu guten Herzen.

Von **Richard Brunotte.**

Zu einem Nachruhm eigener Art hat es der General Clinton Falls gebracht, der vor kurzem das Zeitliche segnete. Er war „der General, der überall zu spät kam". Fast scheint es, als habe sich das Schicksal diesen Mann, der ein in der amerikanischen Armee hochgeschätzter Stratege war, ganz besonders aufs Korn genommen. Vor genau vier Jahrzehnten begann die lebenslängliche Pechsträhne. Der spanisch-amerikanische Krieg tobte. Das Regiment, dem Clinton Falls angehörte, durfte endlich ausrücken, um in die Kämpfe einzugreifen. Aber als die Krieger Portorika erreichten, flatterten Siegesfahnen.

Einige Jahre nach der Jahrhundertwende ging der junge Kapitän als Beobachter nach Konstantinopel. Aber der bulgarisch-türkische Konflikt, auf den alle Welt wartete, brach nicht aus. Dagegen zog im Fernen Osten das Unwetter herauf. Russen und Japaner schlugen aufeinander

los. Clinton Falls beschwor das Militärdepartement, ihn an die asiatische Front zu schicken. Aber in Washington ließ man sich Zeit. Endlich erhielt er Befehl, sich nach Port Arthur einzuschiffen. Aber da kam die Nachricht, daß die Festung gefallen und der Vorfriedensvertrag unterzeichnet sei . . . Im Jahre 1912 hätte der General im ersten Balkankrieg endlich die ersehnten Lorbeeren erringen können. Aber er wurde in Montenegro so lange festgehalten, daß er den Anschluß an die Front verpaßte . . .

Als 1916 die Spannung zwischen der Union und Mexiko gefährliche Ausmaße annahm, führte der General ein Armeekorps an die Grenze. Da mußte er sechs Monate untätig liegen bleiben. Dann packte ihn eine Lungenentzündung, und er durfte froh sein, als er aus dem Kampfe mit dem Strohtod siegreich hervorging . . . 1918 war es ihm vergönnt, an der Spitze einer Division nach Frankreich zu fahren. Aber als er in Brest landete, schrieb man den zehnten November, den Tag des Waffenstillstandes . . . Später waren es die Ärzte, die es dem General verboten, an den Kriegen im Gran Chaco und in Abessinien teilzunehmen. Aber unlängst machte sich der schon Dreiundsiebzigjährige auf die Reise nach dem chinesisch-japanischen Kriegsschauplatz. Kaum hatte er einen Platz auf dem Dampfer belegt, da erwischte ihn der Sensenmann . . .

War das nicht das Musterbeispiel eines Pechvogels? Aber muß man wirklich dem neidischen Geschick alle Schuld an dieser Tragik eines tatendurstigen Soldaten beimessen? Vielleicht hat auch hier der Dichter recht: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne". Und das scheint in noch höherem Maße für die Leiden zuzutreffen, die der bedauernswerte Herr Whisenhunt in Andorka zu erdulden hatte. Als seine Frau Verwandte in Kansas City besuchte, erhielt der Mann telegraphisch die Nachricht, die Lebensgefährtin sei ins Krankenhaus eingeliefert worden und liege im Sterben. Schnell mietete Whisenhunt ein Flugzeug und flog nach Kansas City. Im Krankenhause konnte er zwar die Mitteilung entgegennehmen, daß sich die Frau auf dem Wege zur Besserung befinde, gleichzeitig aber lag auch ein Telegramm aus Andorka vor: Seine dreijährige Tochter sei an Keuchhusten erkrankt und liege mit 40 Grad Fieber im Bett. Auch hier bestand nach Ansicht der Ärzte Lebensgefahr. Alsbald eilte Whisenhunt auf den Flugplatz und kaufte eine Karte nach Anorka. Da — ein neues Unglück! Während der unglückliche Mann wartete, stahl ihm ein Dieb die Brieftasche mit Geld und Fahrschein. Es bedurfte einiger Mühe, bis es Whisenhunt gelang, sich Geld zu borgen und endlich abzufliegen. Aber als er das Flugzeug verließ, verstauchte er sich den Fuß. Er erfuhr dann, daß sein Kind außer Gefahr sei, daß seine Frau jedoch einen neuen schlimmen Anfall erlitten habe. Zum dritten Male kletterte der Mann in das Flugzeug. Aber während der Reise, als er ermattet an einem Brötchen kaute, brach er sich einen hohlen Zahn ab. Böse Schmerzen peinigten ihn, als er bei seiner Frau eintraf. Die hatte sich inzwischen erholt, doch nun mußte man ihren treubesorgten Ehegatten ins Krankenhaus bringen, und dort ergab sich, daß er an einer schweren allgemeinen Blutvergiftung erkrankt war. Die Heilung machte nur langsame Fortschritte, immerhin hatte Whisenhunt die Genugtuung, ab und an den Besuch seiner Frau und seiner Tochter zu erhalten, die inzwischen völlig genesen waren . . .

Hier hatte sicherlich das gute Herz einen Anteil an dem Mißgeschick unseres Zeitgenossen. Oder sein überaus zartes Nervensystem . . . Kann man ihm daraus einen Vorwurf machen? Sicherlich nicht. Wir haben zwar schon in der Schule gelernt: „Jeder ist seines Glückes Schmied", und „Pechvögel gibt es nicht", aber das Schicksal muß schon handgreifliche Beispiele wählen, wenn es uns eines Besseren belehren will . . .

Der Mailänder Komponist und Dirigent P. wandelte unlängst friedlich zwischen den grünen Bäumen einer prächtigen Allee. Melodische Töne schwirrten durch das Haupt des Meisters, als er plötzlich Zeuge eines widerwärtigen Auftritts werden mußte. Er sah nämlich, wie vier kräftige Männer nach Leibeskräften auf einen fünften einschlugen. Es war ein höllischer Lärm, der die Nerven wie das gute Herz des Tondichters in gleichem Maße beleidigte. In seinem aufwallenden Gefühl warf er sich der Übermacht entgegen und spürte es kaum, daß nun ein gehöriger Teil der Hiebe auf sein schuldloses Haupt herniederprasselte. Immerhin wäre der Ausgang des Streites kaum lange zweifelhaft geblieben, wenn die Polizei nicht rechtzeitig erschienen wäre und alle Beteiligten mitgenommen hätte.

Aber dann erging es dem armen Komponisten noch viel übler. Man schalt ihn einen Banditen, einen Strauchdieb, einen Raufbold zumindest. Es stellte sich nämlich heraus, daß die vier Männer durchaus in ihrem guten Recht gewesen waren, als sie den fünften so jämmerlich verprügelten. Der Bursche hatte einem von ihnen sein Fahrrad stehlen wollen, war aber dabei von dem Eigentümer ertappt worden. Der zögerte nun nicht einen Augenblick, dem Verbrecher sofort den Gegenwert für die Untat in der handelsüblichen Münze auszuzahlen, sehr zur Freude einiger Fußgänger, die gerade des Weges kamen und sich sofort in den Dienst dieser abgekürzten Rechtspflege stellten. Es dauerte eine Weile, bis der arme Tondichter die Zusammenhänge begriff und bis er bei den vier Männern und bei der Polizei Glauben fand. Sie hatten ihn zunächst für einen Spießgesellen des Diebes gehalten. Schließlich konnte der Künstler sich ausweisen. Aber nun spürte er erst richtig die Prügel, die auf ihn entfallen waren. Er mußte zudem manches zornige Wort einstecken und manchen ironischen Rat der Beamten, und er mußte dem einen der vier, dem er besonders zugesetzt hatte, noch ein erkleckliches Schmerzensgeld zahlen.

Der Meister hält sich nun für einen rechten Pechvogel. Aber trifft das zu? Er beklagt sich über sein gar zu gutes Herz. Und diese Erkenntnis dürfte für ihn richtiger sein: Mehr Auge — weniger Herz!



Bunte Chronik



Teekessel als Lebensretter.

Arthur Osborne, ein ambulanter Gewerbetreibender in England, verdankt seinem Teekessel sein Leben. Er hatte sich in seinem Wohnwagen behaglich auf der Couch ausgestreckt und hörte der summneden Melodie seines Teekessels zu, der auf dem Gasherd stand. Darüber schlief er ein. Er schlief so fest, daß er nicht bemerkte, daß in dem Raum sich ein Feuer ausbreitete, das durch die Gasflamme verursacht wurde. Der halbe Wohnwagen stand schon in Brand und Arthur Osborne schlummerte noch immer. Plötzlich begann der Teekessel in schrillen Tönen zu pfeifen. Erschreckt fuhr der Schläfer von der Couch empor. Er sah sich von Flammen umringt. Mit einem einzigen Satz erreichte er die Tür und stürzte ins Freie. Seinen Teekessel, dem er das Leben verdankt, konnte er allerdings nicht mehr retten. Er wurde mitsamt dem Wohnwagen von dem Feuer zerstört.

Lustige Ecke



Zahnarzt: „Sonderbar, mir war doch als ob Fräulein Krause sagte, das Wartezimmer sei voll von Patienten!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.